

und zu lauschen. Ich betete, dass am Telefon nur Grandma Lorena war und fragte, ob sie mit uns zur Feier fahren könne, oder Dovie, die mir zum Geburtstag gratulieren wollte.

Der durchdringende Schrei, der einen Moment später die Luft zerriss, sagte mir, dass es keine der beiden war.

Kapitel 2

Nashville, Tennessee

14. September 1936

Das alte Tagebuch war auf der Seite mit dem Eintrag aufgeschlagen, den ich nie vollendet hatte.

Niemand ist zur Feier meines sechzehnten Geburtstags gekommen. Es ist egoistisch, deshalb traurig zu sein, weil so viele Menschen, einschließlich meiner eigenen Familie, von den Ereignissen betroffen sind. Aber ich frage mich trotzdem, ob mein ganzes Leben unwichtig geworden ist, als sich die Welt an diesem Tag verändert hat. Als spiele angesichts von so schweren Verlusten und so viel Kummer meine Anwesenheit auf diesem Planeten keine Rolle mehr. Die Erkenntnis, dass Geld, Status und Privilegien den Platz eingenommen haben, den ich sechzehn Jahre lang in meiner Familie innehatte, hat in mir einen Schmerz ausgelöst, der womöglich nie verheilen wird. Wie auch, wenn ich in jeder wachen Minute damit konfrontiert werde?

»Gehst du heute zu Mr Armistead?«

Mamas Stimme riss mich aus meinen Gedanken. Von meinem Platz auf den Stufen der hinteren Veranda drehte ich mich um und entdeckte sie. Sie war im Haus und sprach durch die Mückengittertür. Angesichts ihres Stirnrunzelns fragte ich mich, wie lange sie schon da stand und mich beobachtete. Ich hätte das Tagebuch verstecken können, aber was hätte das gebracht? Sie hatte es bereits gesehen.

Ich zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich, aber ich weiß, wie seine Antwort lauten wird.«

George Armistead, Redakteur des *Nashville Banner*. Vor einem halben Jahr war er noch mein Chef gewesen. Ich konnte immer noch nicht verstehen, warum man mir gekündigt hatte – »auf mich verzichten musste«, wie es Mr Armistead gern formulierte. Obwohl ich seit meinem Highschool-Abschluss eine zuverlässige Angestellte gewesen war, die in der Poststelle angefangen und später in der Nachrichtenredaktion als Lokalreporterin gearbeitet hatte, war ich eines Montags entlassen worden. Deshalb marschierte ich nun schon seit einem halben Jahr jeden Montag in Mr Armisteads verrauchtes Büro und bat ihn, mich wieder einzustellen. Und jeden Montag antwortete er, dass er das nicht könne.

»Ich verstehe nicht, warum du dich jede Woche dieser Demütigung aussetzt. Wenn der Mann dich bis jetzt nicht wieder eingestellt hat, wird er es auch in Zukunft nicht tun. Es wird sich etwas anderes ergeben. Etwas, was besser zu dir passt.«

Ihre Worte, die als Ermutigung gedacht waren, ärgerten mich. Ich wünschte, Mama würde wenigstens einmal genauso toben und schreien und jammern wie alle anderen. Ich wusste nicht, was schlimmer war: dass meine Mutter ständig so tat, als wäre alles in Ordnung, oder dass sich mein Vater mit Whiskey betäubte.

Ich klemmte mir das Buch unter den Arm und stand auf. »Mrs Davis hat mich gebeten, ihr nächste Woche beim Tapezieren zu helfen. Sie will mir dafür zehn Dollar zahlen.«

Mamas Augen weiteten sich. »Sissy Davis? Oh, Rena, ich hoffe, du hast ihr gesagt, dass du das Geld nicht brauchst.«

»Warum sollte ich das tun? Ich brauche es. *Wir* brauchen es. Viele sind arbeitslos, Mama. Es ist keine Schande, Hilfe anzunehmen, wenn sie einem angeboten wird.« Mein Tonfall war alles andere als respektvoll, wenn man bedenkt, mit wem ich hier sprach, aber das war mir egal. Ich hatte es satt, die Augen davor zu verschließen, dass unsere Familie pleite und gebrochen war. Mama fand, Mr Armistead um Arbeit zu bitten, wäre demütigend? Hatte sie vergessen, wie demütigend es gewesen war, erfahren zu müssen, dass mein eigener Vater zigtausend Dollar, die seinen Bankkunden gehört hatten, veruntreut hatte? Als er am Tag des Börsencrashes nicht zur gewohnten Zeit nach Hause gekommen war, hatten wir das Schlimmste befürchtet. Es war das einzige Mal gewesen, dass Mama sich der Verzweiflung hingeeben hatte. Schließlich hatte er um drei Uhr morgens an die Haustür gehämmert. Mama, Mary und ich hatten schweigend zugesehen, wie er ins Haus getorkelt war, ohne ein Wort über den Crash, das Schicksal der Bank oder darüber, wo er den ganzen Abend gewesen war, zu verlieren – obwohl der Geruch nach Alkohol und Zigarettenrauch uns diese Frage beantwortet hatte. Er hatte sich mit einer Flasche Bourbon in seinem Arbeitszimmer eingesperrt und dort hatte er dann auch den größten Teil der letzten sieben Jahre verbracht.

»Sissy Davis ist eine meiner besten Freundinnen. Ich lasse nicht zu, dass meine Tochter für sie arbeitet.«

Mir lagen einige scharfe Worte auf der Zunge, doch ich schluckte sie alle hinunter. Ich war vor einiger Zeit zu dem Schluss gekommen, dass Mamas psychische Gesundheit von ihrer Entschlossenheit abhing, so zu tun, als wäre im Hause Leland alles gut.

Natürlich wussten die meisten in Nashville, dass dem nicht so war. Leute, die wir früher für Freunde gehalten hatten, kehrten uns den Rücken zu und steckten die Köpfe zusammen, sobald wir uns aus dem Haus wagten. Damit wir über die Runden kamen, hatte Mama eine Stelle in einer Näherei in einem Stadtteil angenommen, in dem ihre Freundinnen sie bestimmt nie sehen würden. Falls man die Frauen, mit denen sie früher verkehrt hatte, immer noch als ihre Freundinnen bezeichnen konnte. Die Männer der meisten dieser Frauen hatten beim Konkurs der Bank meines Vaters Geld verloren, und

auch wenn sie Mama keine Schuld daran gaben, begegneten sie ihr trotzdem nachtragend.

»Mrs Davis braucht einfach Hilfe, Mama. Sie gestaltet die Inneneinrichtung ihres Hauses gern selbst.« Ich stapfte die restlichen Stufen hinauf und schaute sie durch das Mückengitter an. »Ich bin auf eine solche Arbeit auch nicht besonders erpicht, aber mir bleibt kaum eine andere Wahl, oder?«

»Vermutlich schadet es dir nicht, einer Freundin bei der Gestaltung ihres Hauses zu helfen«, gab sie einen Augenblick später nach. »Sissy hat einen ausgezeichneten Geschmack. Du kannst von ihr einiges über die neuesten Wohntrends lernen.«

Es war wieder einmal typisch für meine Mutter, dass sie dem Tapezieren etwas Positives abzugewinnen versuchte.

Ich ging zu ihr ins Haus. Ein Blick zum Büro – die Tür war zu. Ich hatte Dad seit drei Tagen nicht mehr gesehen. Wenn Mama abends von der Arbeit nach Hause kam, brachte sie ihm Essen, aber obwohl er und ich fast den ganzen Tag zu Hause waren, sprachen wir kaum ein Wort miteinander. Nicht, weil ich ihm nicht viel zu sagen gehabt hätte, sondern weil ich bald nach meinem sechzehnten Geburtstag erkannt hatte, dass er mich irgendwie mit dem Börsencrash in Verbindung brachte. Als wäre das Datum auf meiner Geburtsurkunde eine schmerzliche Erinnerung an den Tag, an dem er alles verloren hatte. Er zog sich aus meiner Welt zurück, sperrte mich aus seiner aus und zwischen uns stand eine Whiskeyflasche.

»Wenn ich mit Mr Armistead gesprochen habe, gehe ich zur Bibliothek. Vielleicht sind übers Wochenende ein paar neue Stellenangebote hereingekommen.« Das war zwar unwahrscheinlich, aber ich ging gern in das kühle, stille Gebäude, um in Ruhe nachzudenken, ohne von der Neugier meiner Mutter oder der Gleichgültigkeit meines Vaters erdrückt zu werden.

Mama öffnete einen Hängeschrank und holte eine Suppendose heraus. Sie drehte sie um und entfernte den falschen Boden. In der Dose steckte ein zusammengeknülltes Taschentuch. Sie faltete es auseinander und brachte eine Handvoll Münzen und einige Dollarscheine zum Vorschein. Dabei hatte ich sie in den letzten sieben Jahren hundertmal oder öfter beobachtet, trotzdem machte mich dieser Anblick immer noch zutiefst traurig. Eine Bankiersfrau, die in einer Suppendose Geld vor ihrem Mann verstecken musste.

Sie reichte mir zwei Fünfcentmünzen für die Straßenbahn. »Ich werde erst spät nach Hause kommen. Mrs Watkins braucht bei der Inventur meine Hilfe.«

Ich nickte, wenn auch nur, um das Unbehagen zu überspielen, das jedes Mal im Raum hing, wenn sie ihre Arbeit erwähnte. Mir fiel es immer noch schwer zu akzeptieren, dass meine Mutter in einer Näherei arbeitete. Vor dem Börsencrash – daran maß ich die Zeit: vor und nach dem Börsencrash – hatte ich meine Mutter nie nähen gesehen. Sie hatte nicht einmal einen Knopf angenäht. Ich wusste nicht, wie es ihr gelungen war,

diese Stelle zu bekommen, aber sie arbeitete nun bereits seit über vier Jahren dort. Ihr mageres Gehalt sorgte dafür, dass wir Essen auf dem Tisch hatten, auch wenn sie das Geld verstecken musste, damit Dad es nicht für Schnaps ausgab. Irgendwie gelang es ihm aber trotzdem, sich Alkohol zu beschaffen. Selbst während der Prohibition war er an illegale Schnapsflaschen herangekommen.

Der Morgen war sonnig und kühl, was den Fußweg zur Straßenbahn drei Straßen weiter angenehm machte. Die Zeiten, in denen meine Eltern die neuesten Autos gefahren hatten, waren lange vorbei. Ein alter Ford Baujahr 1925 stand in der Garage hinter dem Haus, von einer dicken Staubschicht bedeckt und ohne Luft in den Reifen. Benzin war zu teuer, genauso wie Reparaturen und Instandhaltung. Ich war nicht sicher, ob das Ding überhaupt noch fuhr. Grandma Lorena hatte einen Wagen und fuhr hin und wieder damit, aber ich wollte ihr keine Umstände bereiten, solange ich die Straßenbahn nehmen konnte.

Die Redaktion des *Nashville Banner* befand sich in der Printers Alley, einer Straße mit vielen Verlagen und den Redaktionsräumen der zwei größten Zeitungen der Stadt. Ich vermisste es, jeden Tag in die Innenstadt zu kommen und mich als Teil des pulsierenden Lebens Nashvilles zu fühlen.

Im Geschäftsviertel herrschte viel Betrieb, wobei mir auffiel, dass die Anzüge der Männer abgetragener waren als in früheren Zeiten und auch die meisten Autos auf den Straßen ihre besten Tage hinter sich hatten. Unsere Stadt spürte genauso wie der Rest des Landes die Folgen der Weltwirtschaftskrise. Trotzdem packten die Leute jeden Tag beherzt an, fest entschlossen, alles zu tun, um *zur Normalität zurückzukehren*.

Jedes Mal, wenn ich diese Formulierung hörte, fragte ich mich im Stillen, ob wir das je erleben würden. Was war überhaupt normal? Seit dem Börsencrash waren sieben Jahre vergangen, aber das Leben, das ich davor geführt hatte, schien das einer Fremden zu sein.

Mr Armisteads Büro befand sich im hinteren Teil eines lauten Großraumbüros voller Schreibtische. Mehrere Reporter blickten von ihren Schreibmaschinen auf, als ich eintrat, grüßten mich mit einem Nicken und wandten sich wieder ihrer Arbeit zu. Sie ahnten zweifellos schon die ganze Zeit den Grund für meine wöchentlichen Besuche, aber ich vertraute darauf, dass Mr Armistead die Details meiner Bittgesuche, wie ich sie inzwischen insgeheim nannte, nicht preisgab. Er war zwar vielleicht nicht der mitfühlendste Mensch der Stadt, aber er tratschte nicht.

Durch die Glasscheibe, die sein Büro vom größeren Redaktionsraum trennte, sah er mich kommen. Seine dichten, grau gesprenkelten Brauen zogen sich über seinem schwarzen Brillenrand zusammen.

»Leland.« Seine knappe Begrüßung änderte sich nie. Rauch stieg von einem Aschenbecher auf seinem chaotischen Schreibtisch auf, in dem ein Zigarrenstummel lag.